

Claudia Brunner, Daniela Hrzán, Roger Müller und Katharina Weikl

Prostitution – Tauschhandel zwischen Körper und Zeichen

Wissenschaftliche Tagung vom 17.-18. März 2006 an der Humboldt-Universität zu Berlin

Bis in die 1980er Jahre war Prostitutionsforschung vornehmlich Devianzforschung. Durch die feministischen Diskussionen der 70er Jahre, in denen Prostituierte zumeist als Opfer gesellschaftlicher Verhältnisse dargestellt wurden, sowie durch die gleichzeitig stattfindende sexuelle Liberalisierung hat sich jedoch ein Perspektivwechsel ergeben. Während es vorher darum ging, abweichendes Verhalten zu untersuchen, indem u.a. der Körper der Prostituierten vermessen wurde, um auf diese Weise die Ursache für die Wahl der Erwerbsquelle herauszufinden, gilt es heute, die vielfältigen Wissensformationen über Sexualität(en) und ihre Verwobenheit mit ihrer kommerziellen Ausprägung, der Prostitution, zu ergründen. Die im Rahmen des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ organisierte Tagung hatte sich zum Ziel gesetzt, die alten Verhältnisbestimmungen nicht zu reifizieren, indem über ‚die Prostituierte‘ gesprochen wird, sondern Wissensbestände von Geschlecht und Sexualität(en) anhand aktueller Forschungsarbeiten aus unterschiedlichen Disziplinen vorzustellen und zu diskutieren. Etablierte ForscherInnen und der wissenschaftliche Nachwuchs waren dabei gleichermaßen stark vertreten.

Bei der bloßen Benennung des Geldes als Dreh- und Angelpunkt einer Definition von Prostitution blieb *Christina von Braun* (Humboldt-Universität zu Berlin) nicht stehen. In ihrem Einführungsvortrag zeichnete sie die Parallelen zwischen sakraler Tempelprostitution und der Geschichte des Geldes nach. Den Ursprung des Geldes sieht *Christina von Braun* im antiken Opferkult. Im Laufe der Zeit sei das reale Opfer durch stellvertretende Symbole substituiert worden, so dass reale, wertvolle Güter durch eigentlich wertlose, denen aber Wert zugemessen wurde, ersetzt wurden. Der Transfer von Geld löste sich sukzessive von seinen ursprünglichen religiösen Wurzeln und trat in die allgemeinen Austauschprozesse zwischen Menschen ein. Dem Geld bleibt aber weiterhin ein Symbolcharakter inhärent, dessen Wert sich als Funktionscharakter, nicht aber als realer Wert beschreiben lässt. Geld gilt ihr als durchaus materialisierungsfähiges Zeichen. Es stellt sich im Anschluss an ihren Vortrag die Frage, ob der weibliche Körper den Wert des Geldes garantieren kann oder gar soll, immerhin zirkulierten Frauenkörper zwischen Männern wie Geld zwischen Menschen. *Christina von Braun* vergleicht an dieser Stelle den Körper der Prostituierten mit dem Klingelbeutel, in den sich das „vergoldete Sperma ergießt“.

Nach dieser einführenden kulturhistorischen Betrachtung beleuchtete *Birgit Sauer* (Universität Wien) im Schwerpunktbereich „Prostitution in politischen Diskursen“ in ihrem Vortrag „Der lange Weg zur Sexarbeit. Prostitutionspolitiken im Vergleich“ Prostitution im Kontext von Liebe/Sexualität in kapitalistischen Gesellschaften und den mit ihr verknüpften Herrschaftsverhältnissen. Am Ländervergleich zwischen Österreich und Slowenien arbeitete sie Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Reglementierung und Regulierung der Prostitution heraus. Durch eine ‚critical frame analysis‘ gelang ihr herauszuarbeiten, wie bestimmte Vorstellungen und Bilder politische Prozesse prägen und sich durchsetzen. Neben dem, was offen thematisiert werden darf, wird dabei eben auch das sichtbar, was in der Sphäre des Politischen im Rahmen der Regulierungsbemühungen dethematisiert wird, wo sich Widersprüche und Inkongruenzen manifestieren. Als ein Ergebnis ihrer Untersuchungen kann festgehalten werden, dass sich der Blick in der Prostitutionsdebatte in beiden Ländern

zunehmend auf die illegale Migration verschiebt. Gleichzeitig bieten weder der slowenische neoliberale noch der österreichische Sicherheitsdiskurs befriedigende Lösungsvorschläge an. Die Bedingungen, unter denen Prostitution stattfindet, werden ebenso verschwiegen, wie auch die ‚Nachfragesituation‘, d.h. die Position der Freier nicht betrachtet wird. Dies läge, meint *Sauer*, zum einen am Ausschluss von Sexarbeiterinnen, die an den Entscheidungsprozessen nicht direkt beteiligt werden und zum anderen daran, dass sich das konkrete politische Handeln weiterhin nicht am expliziten Expertenwissen, sondern an impliziten Vorstellungen orientiert.

Einen vergleichbaren Ansatz verfolgte auch *Susanne Dodillet* (Göteborgs Universität) in ihrem Vortrag „Kulturschock Prostitution: Eine Analyse deutscher und schwedischer Prostitutionsdebatten der 1990er Jahre und ihrer Geschichte“. Schweden ist derzeit das einzige Land, das Freier kriminalisiert, während in Deutschland die Rechte der Sexarbeiterinnen (z.B. Zugang zur Sozialversicherung) im Vordergrund stehen. *Dodillet* führt den grundlegenden Unterschied zwischen beiden Ländern auf deren unterschiedliche Vorstellungen von Zivilgesellschaft, Wohlfahrtsstaat und divergierende feministische Positionen zurück. So erführen in Deutschland Freiheit und Selbstbestimmung eine höhere Bewertung, während der Staat keine Verantwortung für gesellschaftliche Normen übernehme. In Schweden dagegen gälte es als legitim, gemeinsame Normen und Werte auch politisch zu festigen.

Im Brennpunkt des Panels „Männlichkeiten in der Prostitution“ wies *Sabine Grenz* (Humboldt-Universität zu Berlin) die Frage, ob jeder Besuch bei einer Prostituierten einer Vergewaltigung gleichkäme, als Simplifizierung feministischer Theorien entschieden zurück. Aufgrund von Interviews, die sie mit Freiern führte und dann mit empirischen Studien zu Vergewaltigern verglich, kam sie zu dem Schluss, dass es grundsätzliche Parallelen in den kulturellen Annahmen über Sexualität bei Freiern und Vergewaltigern zwar gäbe, der Umgang mit diesen Vorstellungen sich aber unterscheide. Insgesamt betonte sie, die Stellung der Prostituierten nicht zu unterschätzen, da sie im Aushandlungsprozess mit den Freiern durchaus eine aktive Rolle einnehmen. Aber auch die Freier sollten in der Zukunft als Objekte der Sexindustrie in den Blick genommen werden. *Martin Lücke* (Universität Leipzig) richtete als einziger im Rahmen der Tagung in seinem Vortrag „Erst Ekel, dann Gleichgültigkeit – Sexuelles Erleben und sexuelle Identität männlicher Prostituiertes in der Weimarer Republik“ den Blick auf den sich prostituierenden Mann. Das Berliner Institut für Sexualwissenschaft unternahm in den 1920er Jahren einen frühen Versuch qualitativ-empirischer Sexualforschung, indem es über 100 biographische Interviews mit mann-männlichen Prostituierten führte. Durch die Re-Lektüre dieses spannenden Quellenbestands konnte *Lücke* nicht nur zeitgenössische Konzepte sogenannter devianter Sexualität in den Blick nehmen, sondern auch das Erleben männlicher Prostituiertes der Weimarer Zeit rekonstruieren. Durch seine Arbeit konnte er am Beispiel des Masochismus, Sadismus und Transvestismus zeigen, dass innerhalb der mann-männlichen Prostitution konventionelle Geschlechterrollen und Vorstellungen reproduziert wurden. In ihr wurden bekannte Macht- und Gewaltverhältnisse geschlechtlich kodiert und ausagiert.

Im letzten Themenschwerpunkt des ersten Tages mit dem Titel „Sexualwissenschaftliche und politische Diskurse zur Prostitution in Polen“ widmete sich zunächst *Bozena Choluj* (Europa Universität Viadrina, Frankfurt/Oder) einem aktuellen Thema. Als im Dezember 2005 der polnische Vize-Marschall des Parlaments Andrzej Lepper, Angehöriger einer rechts-populistischen Partei, als Reaktion auf den Verdacht ein Angehöriger seiner Partei und Abgeordneter des Europäischen Parlaments habe eine Prostituierte vergewaltigt, die Frage stellte, ob dies überhaupt möglich sei, habe er, so die Referentin, eine für die Lage in Polen typische Aussage getätigt. Da Prostitution in

Polen an sich nicht strafbar ist, erscheint sie jenseits moralischer oder juristischer Ordnungen angesiedelt zu sein. Doch man darf nicht daraus schließen, dass sie deshalb auch anerkannt sei. Viel eher sei hier eine Leerstelle zu verzeichnen. Prostitution wird in Polen dethematisiert. Aus der Marginalisierung des Phänomens folgt, da es als moralisch verwerflich gilt und als asozial eingestuft wird, dass die Prostituierte keinen rechtlichen Schutz erfährt, ist sie doch an ihrem Schicksal selber Schuld. Dieser Denkansatz habe in Polen Tradition und lasse sich im Laufe des vergangenen Jahrhunderts immer wieder nachweisen. Der Sitten- und Moraldiskurs fokussiere in Polen auf die weibliche Sexualität. Die Sinnlichkeit unterläge da, so die Referentin, einer scharfen Kontrolle. Dies könne in der polnischen Gesellschaft auf eine tiefsitzende Angst vor Kontrollverlust(en) zurück zu führen sein, doch dadurch lässt sich die Prostitution in einem steten Kreislauf von Macht und Unterdrückung verorten, der sich durch das Verschweigen stabilisiert.

Dorothea Dornhof (Humboldt-Universität zu Berlin) beschrieb abschließend in ihrem Referat „Prostitution als wissenschaftliche Tatsache: Einschreibungen, kulturelle Markierungen und Verkehungen“ die sich prostituierende Frau als Verkörperung eines ökonomischen Paradoxons. Sie würde ‚gebraucht‘ ohne eigenen ‚Gebrauchswert‘ zu besitzen. So entstünde ein Vakuum. Doch zugleich verwandele die Prostituierte moralische Negativität in ökonomische Positivität. Aus der Sicht des Mannes wird sie mit Begehren und mit Entwertung aufgeladen. Die Frau und auch die Hure wird immer wieder als ambivalente Figur hergestellt, um die Dichotomie und Ordnung der Geschlechter zu festigen. *Dornhof* konnte, Ludwig Fleck folgend, nachzeichnen, dass wissenschaftliche Tatsachen immer in einem je spezifischen Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und kollektiven Sehgewohnheiten zu betrachten sind. Das Wissen, das sich in wissenschaftlichen Diskursen manifestiert, speist sich aus kollektiven Imaginationen, Projektionen und Mythen.

Im Rahmen des übergreifenden Themas „Prostitution und Menschenhandel“ wurden zwei Vorträge gehalten, die die Figur der Prostituierten nicht nur in Beziehung zu den Kategorien ‚Geschlecht‘ und ‚Sexualität‘ analysierten, sondern insbesondere auch zu ‚race‘ und sozialer Schicht als weitere soziale Ordnungsmuster ins Verhältnis setzten. In ihrem historisch angelegten Vortrag befasste sich *Petra de Vries* (Universität van Amsterdam) mit der Problematik so genannter ‚Weißer Sklavinnen‘, also weißer Frauen, die im 19. bzw. Anfang des 20. Jahrhunderts zur Prostitution gezwungen wurden. Sie machte frühzeitig deutlich, dass sie „Weiße Sklavinnen“ als ein historisches Konstrukt verstehe, das sich aus einer ganz spezifischen Interpretation von sexueller Gefahr heraus entwickelte, die nur im Kontext zeitgenössischer Debatten über Prostitution, Sklaverei und kultureller Alterität zu verstehen sei. Wenngleich in diesen Debatten Prostituierte generell als Opfer ohne Handlungsmacht dargestellt wurden, gab es deutliche Unterschiede in der Repräsentation ‚richtiger‘ Prostituierter auf der einen Seite und den als unschuldig gezeichneten ‚Weißen Sklavinnen‘ andererseits. Während die eigentlichen Prostituierten als Teil einer sündhaften Gesellschaft gesehen wurden und als deviant und unmoralisch galten, wurden die ‚Weißen Sklavinnen‘ als Opfer international agierender Krimineller bzw. gefährlicher ‚exotischer‘ Männer dargestellt. In beiden Diskursen überlagerten sich sexuelle und rassistische Wahrnehmungsmuster. Die zunehmende Assoziierung ‚Weißer Sklavinnen‘ mit Frauenhandel führte dazu, dass deren sexuelle Ausbeutung mit Armut und Mangel an sozialer Unterstützung erklärt wurde. Als Folge wurden Kampagnen gegen den Frauenhandel ins Leben gerufen. Während diese ursprünglich einer Menschenrechtsperspektive folgten, veränderten sie sich unter dem politischen Einfluss von Männern, die den Großteil der politischen Arbeit leisteten und deren Initiativen eher auf eine juristi-

sche Regelung von Sexarbeit und Prostitution abzielten. So kam es dann auch dazu, dass das Führen von ‚Freudenhäusern‘ 1911 zwar für illegal erklärt wurde – gemeinsam mit Frauenhandel – die weiterbestehende Ausbeutung von ‚unmoralischen‘ Prostituierten aber nicht thematisiert wurde.

Loretta Ihme (Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/Oder) beschäftigte sich in ihrem Vortrag mit Frauenhandel zum Zwecke der Prostitution und dabei konkret mit kulturellen Narrationen, die, wie sie argumentierte, in gewisser Weise auch die Grundlage für die ca. 30 Beratungsstellen in Deutschland darstellen, die die Bekämpfung von Frauenhandel zu ihrer vorrangigen Aufgabe gemacht haben. Gemäß ihrem Vorverständnis des Phänomens Frauenhandel als einem Kreuzungspunkt von Diskursen zu Geschlecht, Klasse, Sexualität und ‚Rasse‘, analysierte *Ihme* diese kulturellen Narrationen dann vor allem bezüglich von Prozessen der Alterisierung, also innerer und äußerer Ausschlüsse, wobei sie sowohl den Kontext nationaler Projekte als auch das Feld internationaler Beziehungen einbezog. Das Hauptanliegen ihrer Präsentation war dann auch, die rassifizierte Konstruktionen der Täter des Frauenhandels als „dunkel“ und „schwarz“ und durch banale Motive für ihre Taten charakterisiert, aufzuzeigen. Anhand von Bildmaterial (u.a. Plakaten von Werbekampagnen und -filmen) diskutierte sie die ‚Unsichtbarkeit‘ der Täter, von denen häufig nur Arme oder Handgelenke (mit Uhren und Goldschmuck versehen) zu sehen sind oder deren Präsenz schließlich gänzlich durch einen Geldschein ersetzt wird. Die Opfer selbst sind in voller Größe dem Blick ausgesetzt, und auf vielen Plakaten der Präventionskampagnen sind es weiße Frauen, die das Risiko sexueller Viktimisierung symbolisieren. „Es kann jede treffen“, deine Nachbarin, deine Freundin, dich selbst – so die Botschaft. Die anschließende Diskussion zum Themenkomplex Prostitution und Menschenhandel zeigte, dass historische Diskurse, wie von *Petra de Vries* beschrieben, bis heute ihre Gültigkeit bewahrt haben. In diesem Zusammenhang wies *de Vries* selbst noch einmal auf die Herausforderungen historischer Forschung hin, die sie u.a. in den Schwierigkeiten sah, vor dem Hintergrund aktueller Ereignisse wieder in die Geschichte zurückzugehen und neues historisches Quellenmaterial unvoreingenommen interpretieren zu müssen. *Ihme* wurde mit Fragen bezüglich ihrer Methodik konfrontiert und machte noch einmal die Notwendigkeit deutlich, ausreichend zwischen verschiedenen Diskursen zu differenzieren, bspw. dem Diskurs der Beratungsstellen in Deutschland, der internationalen Organisationen, der Medien, der Wissenschaft, usw. Insbesondere anwesende VertreterInnen von Beratungsstellen fühlten sich angegriffen angesichts von Aussagen, dass die Zusammenarbeit mit der Polizei aufgrund von Klischees auf beiden Seiten oft leide und forderten eine differenziertere Arbeitsweise und den angemesseneren Einsatz der visuellen Darstellungen. *Ihme* verteidigte daraufhin noch einmal den Einsatz des Bildmaterials, weil es so aussagekräftig sei, gerade was die Beziehung zwischen Frauenhandel und Geld als Tauschgeschäft betreffe. Sie betonte auch noch einmal den Voyeurismus in den Mediendarstellungen zu Frauenhandel, der es den Tätern erlaube, unsichtbar zu bleiben.

Im Panel „Räume der Prostitution“ wurden geschlechtliche Inszenierungen und Blickregime, in denen Geschlechterverhältnisse an der Schwelle zwischen Privatheit und Öffentlichkeit reproduziert und gebrochen werden, um 1800 und heute analysiert. Mit einem brandneuen Element von Modelleisenbahnen, dem „Club Lila Eule“ samt dazugehörigen Gewerbetreibenden in Miniaturform stieg die Erziehungswissenschaftlerin, Philosophin und Soziologin *Martina Löw* (TU Darmstadt) in ihren spannenden Vortrag ein und eröffnete Einblicke in die Prostitutionsszenen in Wien und Frankfurt am Main, wo sie selbst Feldforschung betrieben hat. Diese von ihr selbst als ambivalent beschriebene Position als „Reisende in eine andere Welt“ eröffnete eine verglei-

chende Perspektive nicht nur zwischen zwei europäischen Metropolen und deren bemerkenswert unterschiedlichen Gepflogenheiten in der räumlichen Organisation von Sexarbeit, sondern auch zwischen der vermeintlich aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgelagerten Prostitution und hegemonialen Geschlechterverhältnissen in eben dieser Gesellschaft. Während Frankfurter Bordelle wie biedere Wohnhäuser erscheinen, die jedoch von beinahe künstlerischen auf ihren Zweck verweisenden Dekorationselementen geschmückt sind, erscheint Sexarbeit in Wien als in den Hinterhöfen diffus über mehrere Stadtteile verstreute Angelegenheit. Da wie dort gibt es jedoch, so Löw, kein zu lüftendes Geheimnis hinter den Fassaden, sondern Reinszenierungen des Sehens und Gesehenwerdens und die Herstellung eines symbolischen Überschusses von Orten, die stärker wirken als die gesellschaftlich ausgehandelte Raumordnung. Was als Verheimlichung bleibt, ist schließlich das männliche Begehren selbst, das in Räumen aufbewahrt und verwaltet wird, damit das männliche Subjekt vermeintlich ohne Begehren, rational, beherrscht und vor allem anonym bleiben kann. Doch auch darin sind die Grenzen zwischen der Welt der Sexarbeit und der als moralisch anerkannt gelebten Sexualität mitunter weniger klar als sie zu sein vorgeben.

Das Verschwinden der Männer wurde auch im zweiten Vortrag des Panels deutlich, wenn auch auf andere Weise, handelte es sich doch um einen Sprung rückwärts von 200 Jahren. *Romana Filzmoser* (Internationales Forschungsinstitut Kulturwissenschaften Wien) dekodierte anhand einer detailgenauen Darstellung eines Berliner Ballsaales um 1800 das Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und Privatheit entlang der Demarkationslinie der „käuflichen Liebe“. In einem ehrbaren Raum wurden so auch als unehrbar gekennzeichnete Räume sichtbar, die sich zwischen den abgebildeten Männern und Frauen auftraten. Im unschuldigen Vergnügen bei Tanzmusik und Unterhaltung war auch Raum für Gesten der Eindeutigkeit, die mit 200jährigem Abstand erst auf den zweiten Blick als solche erkennbar sind. Doch der „Bergische Tanzsaal“ birgt durchaus seine Räume des Geheimnisses, des Tauschhandels zwischen Körper und Zeichen. Erstaunlich an dieser historischen Darstellung war die Blickherrschaft, die durchwegs auch bei den Frauen lag. Es ist der Blick, der die Frauen, die durchweg unauffällig gekleidet sind, als Prostituierte kennzeichnet, und bei Essen, Trinken und Walzertanz wird erst durch diese Blicke der Raum dessen konturiert, was sich an weiteren von Männern zu bezahlenden Vergnügen erwarten ließ.

Als einziger Beitrag im Bereich „Prostitution in Kunst und Literatur“ beschäftigte sich *Nicola Behrmann* (New York University) mit der Prostitution als literarischem Topos. Zentrale Argumentationslinie ihres Vortrags „Sucht. Abgründiger Körper. Die Prostituierte“ bildete die Repräsentation der Hure als Allegorie für die Destabilisierung eines eindeutigen weiblichen Körpers. Als Inbegriff für die Abgründe weiblicher Sexualität verschränkte sich gerade in der Hure die Vorstellung einer extrem bedrohlichen Sexualität mit der einer fetischistischen Maskerade. So seien es dann auch immer besondere (literarische) Orte, an denen die Prostituierte sich aufhält – angefangen von der dunklen Animierkneipe, über das rotbelichtete Hinterzimmer und die Halbwelt der Varietes und Cabarets bis hin zu den Schaufenstern, vor denen sich Prostituierte als Warenangebot postieren. Doch wurde das destruktive Potenzial der Prostituierten als literarischer Figur nicht nur genutzt, um soziale Widersprüchlichkeiten und unausgehandelte Konflikte widerzuspiegeln, sondern kam auch zum Einsatz, um gezielt Einfluss auf die Struktur literarischer Texte zu nehmen. Angefangen mit Wedekinds Lulu, wurde die Prostituierte als eine literarische Figur entwickelt, die sich über jede gesicherte Geschlechtsidentität hinwegsetzt, und auf diese Weise unberechenbar und unvorhersagbar die Ordnung des Textes zerstört und zersetzt. Die Un-Orte, die durch das mehr und mehr selbstverständliche Auftauchen der Hure in der Großstadt entste-

hen, zersetzen nicht nur das kontrollierte Netzwerk einer Stadt und die (männliche) Orientierungs-Sucht in ihr. Sie reißen auch die Ordnung des Textes auf und damit den Anspruch auf Kohärenz und Authentizität.

Die Kulturwissenschaftlerin *Bettina Mathes* (Humboldt Universität zu Berlin) gestaltete ihren zusammenfassenden und teilweise experimentellen Beitrag „unter strenger Befolgung des Prinzips der Stundenmiete“. Was nach zwei Tagen Vorträgen zum Thema Prostitution eindeutig erschien, war jedoch ein Zitat von Sigmund Freud, dem in seinem Geburtstagsjubiläumsjahr somit augenzwinkernde Referenz erwiesen wurde, indem wesentliche Elemente der Psychoanalyse als therapeutischem Verfahren mit Aspekten der Sexarbeit in Beziehung gesetzt wurden. In beiden Settings stehen zwei Personen miteinander im Austausch in einem nicht öffentlichen Raum, sexuelles Begehren steht ebenso im Mittelpunkt wie Übertragungsliebe und Kastrationsängste. Geheimnisse verschiedenster Art, die Tabuisierung des Privatlebens von TherapeutIn und Prostituiertes, ein berufsnotwendiges Liegemöbel und schließlich die Festlegung von Honorar und Dauer der Begegnung sind weitere zentrale Merkmale von Prostitution wie Psychoanalyse, und beide HauptakteurInnen fungieren als Medien zur Bearbeitung von Bedürfnissen, Begehren, Sorgen und Nöten der zu ihnen kommenden KlientInnen. Ein in einem Film interviewter Psychoanalytiker vermeinte einen deutlichen Unterschied zu erkennen: „In psychoanalysis, you get to know each other better“. Dass *Mathes*´ Zugang produktiv und anregend war, zeigte auch die anschließende lebhafte Diskussion, in der auch der Bogen zurück zum Eingangsvortrag von *Christina von Braun* gespannt wurde: Über etwas, das offensichtlich noch viel geheimnisvoller als Sexualitäten zu sein scheint: Das Geld als Zeichen und Tauschmittel, das sowohl in der Forschung zu Prostitution wie auch zu Psychoanalyse noch weit davon entfernt ist, erforscht zu sein. Die Tagung war ein erster Schritt in diese Richtung, der, so lässt die lebhafte Diskussion vermuten, auch in vielen hier vertretenen Disziplinen und Forschungszugängen seine Fortsetzung finden könnte. Für alle diejenigen, die sich eingehender mit den Beiträgen beschäftigen wollen, sei an dieser Stelle auf den voraussichtlich im Herbst diesen Jahres erscheinenden Tagungsband hingewiesen, der von Sabine Grenz und Martin Lücke herausgegeben werden wird.

Das Tagungsprogramm wurde durch einen informativen Stadtspaziergang auf den historischen Spuren der Geschichte der Prostitution in Berlins Mitte am letzten Konferenztag abgerundet. Dank der hervorragenden Organisation der Tagung durch *Sabine Grenz* und *Martin Lücke* sowie des durchgängig hohen Niveaus der Vorträge und der Präsenz eines interessierten und diskussionsfreudigen Publikums kann die Konferenz nur als Erfolg bezeichnet werden.

Idil Efe

Wie feministisch ist die ‚Leitkultur‘? Muslimische Frauen in Deutschland zwischen Ausgrenzung und Assimilation

Auf die im Titel gestellte Frage könnte man zunächst einmal mit „sehr“ antworten. Schließlich haben sich die Politik und die Medien seit den 80er Jahren der unterdrückten muslimischen Frau vermehrt angenommen. Und ist Feminismus nicht die politische Agenda, die die Unterdrückung der Frauen entlarvt und sie aus den Fängen der Kultur befreit, die sie unterdrückt?

Der Untertitel verrät aber sogleich, dass diese Frage nicht so leicht zu beantworten ist. Die Podiumsdiskussion am 19. Mai 2006, an der Shirin Amir-Moasami von der

Universität Frankfurt Oder, Rabeya Müller vom ZIF Köln und Idil Efe von der Humboldt-Universität unter der Moderation von Bettina Mathes teilgenommen haben, kann man als eine Reaktion auf die seit geraumer Zeit geführten Diskussionen in den Medien um den Islam, Migration und muslimische Frauen lesen. Drei Perspektiven zu diesem Thema wurden vertreten: erstens eine innerislamische Auseinandersetzung, zweitens die Herausforderung an die europäische nichtislamische Mehrheitsgesellschaft und drittens die unglückliche diskursive Vermengung sämtlicher Themen, um den zugrunde liegenden Fremdenhass, Rassismus und Ausgrenzungsversuch zu verschleiern.

Rabeya Müller vom Zentrum für islamische Frauenforschung in Köln sprach über ihre Arbeit in ihrer Gemeinde; dabei versuchte sie eine hermeneutische Lesart des Koran anzubieten. In ihrem Beitrag verdeutlichte sie, dass es unterschiedliche Umgangsformen mit dem koranischen Text gibt, dass der Islam keine monolithische Einheit darstellt, dass Suren, die in Bezug auf Frauen geschrieben worden sind, andere Deutungsmöglichkeiten zulassen, als es gemeinhin getan wird. In Kürze zeigte sie die vielen Vorurteile gegenüber dem Islam. Sie verdeutlichte aber auch die Schwierigkeiten, denen sie in ihrer Gemeinde begegnet unter den Gläubigen. Häufig sei eine Auffassung von dem, was im Koran stünde, eher traditionell eingefärbt als tatsächlich koranisch. Die Gottesvorstellung war ein weiteres Thema. Auch wenn im Islam das Bilderverbot sehr viel ernster genommen wird, sei es unter den Gläubigen so, dass eine männliche Gottesvorstellung dominiere. Laut Leila Ahmed sei im arabischen Gott mit einem maskulinen Personalpronomen markiert, dass Gott männlich gedacht wird. Dies liegt vermutlich eher an der Tatsache, dass die Auslegungspraxis über Jahrhunderte eine Aufgabe der Männer war. Während der Podiumsdiskussion wurde gefragt, wie ein islamischer Feminismus in Deutschland aussehen kann.

Shirin Amir–Moasami machte in ihrem Beitrag darauf aufmerksam, dass erst mit der Sichtbarkeit des Islams das europäische Verständnis von Recht und Ordnung selbst Sichtbarkeit erlangt. Der 'Islam' wird hier als das Andere dieser 'Kultur' definiert, mit Terrorismus assoziiert wird er zur Bedrohung schlechthin. Innerhalb dieses Kontextes werden muslimische Frauen als die zu befreienden Opfer angesehen, die gleichzeitig bezeugen, wie grausam diese Religion sei, während sie als Authentizitätsfaktoren in der so genannten „Aische-Literatur“ missbraucht werden.

Das Integrationsmodell in Deutschland sieht vor, dass sich das Andere oder Fremde derart integriert, indem es sich der deutschen "Leitkultur" unterordnet oder sogar darin aufgeht. Dieses Integrationsmodell unterliegt schon begrifflich einem Denkfehler – wenn nicht sogar mehreren. Gefordert wird Integration, gemeint ist aber Assimilation. In der Öffentlichkeit wird jedoch das Wort Assimilation selten gebraucht, haften ihm doch Erinnerungen an, die ungern in Verbindung gebracht werden mit dem gegenwärtigen Problem mit und um den Anderen. Integration bezeichnet laut Fremdwörterbuch von Duden folgendes: lat. Wiederherstellung eines Ganzen.

1. [Wieder]herstellung einer Einheit [aus Differenziertem]; Vervollständigung.
2. Einbeziehung, Eingliederung in ein größeres Ganzes¹.

Im Etymologischen Wörterbuch des Deutschen wird das Verb wie folgt beschrieben: 'ergänzen, vervollständigen, sich zusammen schließen, in ein größeres Ganzes eingliedern' (18. Jh.), entlehnt aus lat. integrare, was soviel bedeutet wie 'wiederherstellen, ergänzen, erneuern, geistig auffrischen'².

¹ Duden, das Fremdwörterbuch, 5. Aufl. Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich: Dudenverlag, 1990.

² Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, 2. Aufl. Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 1995.

Wie aus der Wortbeschreibung hervorgeht, kann im Grunde der Fremde oder der Andere sich gar nicht integrieren, weil das Fremde per se ein Außerhalb darstellt, über keine Definitionsmacht in Bezug auf das große Ganze verfügt. Das was als „außerhalb“ definiert wird – obgleich es gar kein außerhalb der Gesellschaft geben kann –, wird schlicht und ergreifend als nicht dazugehörig gedacht und damit auch „fremd“ gemacht. So gesehen kann im besten Fall die 'deutsche Mehrheitsgesellschaft' der Realität von Globalisierung und damit einhergehender Migration Rechnung tragen, indem sie anerkennt, dass das Selbstverständnis eine Kulturnation zu sein, ein überholtes Konzept ist. Die deutsche Kultur entwickelt sich schließlich nicht in einem hermetisch abriegelten Raum.

Seit mehr als dreißig Jahren findet eine Einwanderung nach Deutschland statt, ohne dass sich die deutsche Politik dazu durchringen konnte, Deutschland als ein Einwanderungsland zu bezeichnen. Aber nicht nur in der Politik werden diese Ein- und Ausgrenzungsmechanismen praktiziert. Sie finden auf allen Ebenen dieser Gesellschaft statt. Ich habe die Politik als definierendes Machtmoment im Besonderen herausgehoben, denn in Gesetzen und Bezeichnungen, mit denen PolitikerInnen arbeiten, spiegelt sich die definitorische Ebene wieder. Diese spielt in der Konstitution des als anders Gedachten oder als fremd Wahrgenommenen eine besonders große Rolle.

Nicht umsonst hat man in den USA darauf hingewiesen, sowohl im wissenschaftlichen wie auch politischen Zusammenhang, dass Bezeichnungspraxen dazu beitragen, in welchen Bildern sich die Wahrnehmung des Anderen im Bewusstsein der Bevölkerung manifestiert, womit gleichzeitig eine Definition vom Großen und Ganzen gegeben wäre. Damit ist nicht gesagt, dass mit dem Versuch einer „political correctness“ das Problem mit dem Anderen gelöst ist. Es erlaubt aber Phänomene wahrzunehmen, nach Lösungsmöglichkeiten und Erklärungen zu suchen, die über Schuldzuweisungen, Stigmatisierung und Bildung von Stereotypen hinausgehen.

Wenn eine deutsche Staatsbürgerin mit folgender Beschreibung zu ihrem neu erschienenen Buch nämlich als „Türkin mit deutschem Pass“³ vorgestellt wird, dann muss man sich fragen, was für eine Vorstellung solch eine Beschreibung zulässt und welche es verhindert. Die Staatsbürgerschaft reicht offenbar nicht aus, um als Deutsche wahrgenommen zu werden. Das bedeutet, dass man der eigens formulierten Forderung nicht nachkommt, nämlich zu integrieren, indem man auf ein der Staatsbürgerschaft fernes Konzept von Zugehörigkeit zum Deutschsein zurückgreift. Deutschland wird als Kulturnation verstanden, daher auch das Wort 'Leitkultur' in der Überschrift zur Diskussionsrunde – wenn auch in Anführungszeichen gesetzt. Was ist denn die deutsche Kultur bzw. 'Leitkultur' und wie wird sie beschrieben? Oder wird mit diesem Konzept von Kultur verschleiert, was mit Zugehörigkeit gemeint ist? Es wird ein Einheitsgefühl in Begriffen wie 'Leitkultur' und 'Verfassungspatriotismus' heraufbeschworen, die den realen Differenzen in Deutschland einen Anschein von Einheit geben. Das Wort Kultur kennt zahlreiche Definitionen und ist ohne einen Kontext, in dem es verwendet wird, nicht zu verstehen. Seit der zunehmenden Sichtbarkeit des Anderen in der deutschen Öffentlichkeit, d.h. im Grunde mit der Erfüllung der Forderung, sich als Teil dieser Gesellschaft wahrzunehmen, wird gleichzeitig die Angst um die eigene als deutsch definierte Identität als Bedrohtes wahrgenommen. Dies bezeugen die zahlreichen Fernsehsendungen und Zeitungsartikel um Ehrenmorde, Zwangsverheiratungen, Kopftuch-Debatte, Gewalt, die, so bekommt man den Eindruck, nur von 'ausländischen' Jugendlichen begangen wird. Was einst mal als soziales Problem

³ Necla Kelek, „Die fremde Braut“, Kiepenheuer & Witsch; Auflage: 1, 2005.

wahrgenommen wurde, wird heute kulturalisiert. Kategorien wie gender, race und class, die als Analysekatoren in den Sozial- und Geisteswissenschaften herausgearbeitet worden sind, müssen nun einer Auffassung weichen, die über den Begriff von Kultur und nicht weit davon entfernt mit Religion erklärbar sein soll.

Dass Unterdrückungsmechanismen mit sehr viel mehr in Verbindung gebracht werden müssen als mit einer scheinbar grausamen Religion, verliert sich in der Art und Weise, wie dieser Diskurs in Deutschland geführt wird. Gewalt, sowohl strukturelle als auch individuelle, ist keiner Nation, Kultur oder Religion eigen.

Des Weiteren hat sich der Islam in unterschiedlichen Verbreitungsräumen an die vorangegangenen kulturellen Praktiken angepasst, so dass das, was als islamisch gehandelt wird, häufig durch Traditionen eingefärbt ist. Rabeya Müller machte deutlich, um was es bei einem islamischen Feminismus geht: neu lesen und neu interpretieren. Im Grunde, möchte man der Forderung von Integration nachkommen, muss die Mehrheitsgesellschaft und ihre politischen Vertreter mindestens zwei unter den Definitionen von Integration aufgeführte Konzepte beherzigen: 1. [Wieder]herstellung einer Einheit [aus Differenziertem]; Vervollständigung. Wichtig ist hier, dass in Klammern gesetzte „aus Differenziertem“ und auf der Handlungsebene „das geistig auffrischen“. Deutschland, welches sich als säkularer Staat versteht, wird sich in seiner Haltung zur Religion noch öfter fragen lassen müssen, da es eben bei Weitem nicht so klar ist, wie es seinem verfassungsrechtlich verankerten Recht der Religionsfreiheit nachkommen möchte.

In der Diskussion um den „Ausländer“, „Gastarbeiter“, „Migranten“ und neuerdings jenen in der 2., 3. oder mittlerweile 4. Generation von Menschen mit „Migrationshintergrund“ kann es sich eigentlich nicht mehr um das Fremde oder Andere handeln. Die schlichte Weigerung der so genannten deutschen Mehrheitsgesellschaft, sich mit den „Anderen“ bzw. "Wahl-" Deutschen zu identifizieren, scheint mir das eigentliche Problem zu sein.

Wie feministisch ist nun die deutsche 'Leitkultur'? Es kommt wohl darauf an, was man als feministisch versteht. Im Etymologischen Wörterbuch des Deutschen wird Feminismus wie folgt beschrieben: 'Bestrebung, den Einfluß der Frauen in der Gesellschaft zu erhöhen, übertriebenes Eintreten für die Frauenemanzipation, weibliches Verhalten bei (Homosexuellen) (19.Jh.) von frz. feminisme.' Dieses Zitat reflektiert vielleicht am deutlichsten, was als Feminismus in der deutschen 'Leitkultur' gilt.

Anne Koch-Rein

Fußball und Gender

Bericht vom ZtG-Kolloquium am 2.6.2006

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. In Sichtweite des in ein schwarz-weißes „Ballkleid“ gehüllten Fernsehturms machte sich eine Woche vor Beginn der allgegenwärtigen WM 2006 eine Veranstaltung auf, in diesem Schatten ein akademisches Licht zu leuchten. Das Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien lud ein, das Verhältnis von Geschlechterordnung und Fußball zu erkunden. Und auf all jene, die hinter dem Thema nur bierseelige oder muskelverhärtete Männlichkeit vermuteten, warteten einige Überraschungen.

Die erste präsentierte Eva Boesenberg (HU) mit ihrem Beitrag Verkehrte Welt? Hegemoniale Männlichkeit und Fußball in den USA. Die weit verbreitete Ablehnung von

Fußball im US-amerikanischen Kontext beruhe unter anderem auf seiner Infragestellung hegemonialer Männlichkeit. Das Breitensportprogramm sei zwar ein spektakulärer Erfolg, aber Fußball werde hier gerade als wenig wettbewerbsorientierter „Familiensport“ praktiziert und inszeniert. Es sei sogar die Rede von einer „Feminisierung“ des Fußballs in den USA, angesichts eines Frauenanteils von 40% der Aktiven und der riesigen Erfolge des Frauennationalteams. Jedoch habe „hegemonial“ auch noch andere Dimensionen, und hier zeige sich Fußball als Sport der Mittelklasse, der symbolisch eng mit *Whiteness* verknüpft sei, wobei sich de facto keine derart eindeutige ethnische Zuordnung ergebe. Die Allgegenwart der Familienmetapher sei zudem ein Zeichen von ausgeprägter Heteronormativität. Insgesamt ergab sich somit ein gemischtes Fazit: Fußball in den USA zeichne sich durch *gender* Inklusivität aus, besonders auf der Ebene des Breitensports. Aus der Perspektive von *class*, *race* und/oder *sexuality* würden hegemoniale Ordnungen allerdings nicht unbedingt in Frage gestellt.

Susann Baller (HU) bettete ihren Beitrag Fußball und Performanz: Repräsentationen von Maskulinität in Afrika in die Debatte um Männlichkeitsforschung in den Afrikawissenschaften ein, die zunehmend auf die Simultaneität verschiedener hegemonialer Männlichkeitsmodelle und deren Aushandlungen hinweise. Sie berichtete über Fußball in der Kolonialzeit, der sich zwischen „Erziehungsbestrebungen“ und Männlichkeitsidealen der Kolonialbeamten, der Einbindung in lokale und auch widerständige Praktiken und der Aneignung als individuelle Erfolgsstrategie bewegt habe. Schließlich lenkte sie die Aufmerksamkeit auf das Beispiel Senegal, wo sich zeige, wie Fußball in Zeiten ökonomischer Krise als Konstruktionsfeld erfolgreicher Männlichkeitsbilder fungieren könne, wie sie anhand des Medienechos auf den Erfolg der senegalesischen Nationalmannschaft bei der WM 2002 darlegte.

Manche mögen sich angesichts dieser so unterschiedlichen geschlechtlichen Codierungen des Fußballs an die legendären Worte Klaus Augenthalers erinnert gefühlt haben: „Wir leben alle auf dieser Erde, aber eben auf verschiedenen Spielhälften.“ Diese Spielhälften sind jedoch nicht nur regional verschieden, sie werden auch unterschiedlich erlebt, wie im Beitrag von Sheila Scraton (Leeds) mit dem Titel Exploring ‘race,’ ethnicity and gender: The experiences of Black and South Asian women footballers deutlich wurde. Scraton präsentierte Ergebnisse aus einer Pilotstudie in Nordenland über die Erfahrungen von *Black* und *South Asian* Frauen im Fußball als einer vergeschlechtlichten und rassisierten Arena. Hierbei zeigten sich institutionalisierte Ordnungen von *race* und *gender*, Sexismus und Rassismus im Männerfußballfanblock, und verdeckter und offenkundiger Rassismus und Sexismus gegenüber Spielerinnen auf der Ebene der Vereine. *Black* und *South Asian* Spielerin seien allerdings schneller in die Riege des Nationalteams aufgestiegen als rassisierte männliche Spieler, wie auch die Ausnahmeerscheinung der englischen Nationaltrainerin Hope Powell zeige. Für zukünftige Untersuchungen des Frauenfußballs, so Scratons Ausblick, seien vor allem qualitative Arbeiten gefragt, die die Repräsentationen von *Black* und *South Asian* Feminitäten, die Funktionsweisen von *Whiteness* und die postkolonialen und Migrationskontexte in unterschiedlichen nationalen und kulturellen Räumen in den Blick nähmen.

Johannes Rau soll einst zu dem Vorschlag, Fußballstadien auch mal nach Frauen zu benennen, gesagt haben: „Wie soll das denn dann heißen? Ernst-Kuzorra-seine-Frauehr-Stadion?“ Inzwischen, da die Fußballarenen gern nach Sponsoren benannt werden, wecken sowohl die Frage als auch die Antwort beinahe nostalgische Gefühle. Und doch leiten des Politikers Herrenwitz sowie die Stichworte Arena und Ökonomie uns ganz aktuell zum Beitrag Arena der Männlichkeit. Stichworte zum Verhältnis von

Fußball, Männlichkeit, Politik und Ökonomie von Georg Spitaler (Wien). Spitaler verwies damit schon in seinem Titel auf das von ihm gemeinsam mit Eva Kreisky herausgegebene Buch „Arena der Männlichkeit.“ In seinem Beitrag nahm er Fußball und hegemoniale Männlichkeiten, Staatlichkeit, Nation und das politische Feld sowie die Ökonomisierung und „Professionalisierung“ im Fußball in den Blick. Das Stadion zeige sich als Raum öffentlicher Emotion und „Nähe unter Männern,“ aber auch eng gezogener Geschlechtergrenzen. Es gebe diverse Formen politischer Bezugnahme, von der Übernahme von Funktionärsämtern, dem sichtbaren Auftritt politischer Akteure in Arenen des Sports, über Sportmetaphern in politischer Sprache, Inszenierung als sportliche PolitikerInnen, bis hin zur Integration von Sportprominenz in Wahlkämpfe und Wahllisten. Die informellen Sphären der Politik im Bereich des Männerfußballs erlaubten in besonderer Weise männerbündische Vergemeinschaftungsprozesse. Im Zuge der Ökonomisierung zielten Marketing und Management vermehrt auf sog. „Familienpublikum,“ d.h. auch auf Frauen als neue „Konsumentinnen,“ wodurch eingefleischte Fankulturen gerade Frauen als Repräsentantinnen dieser Entwicklung wahrnahmen und ablehnten. Der Konflikt unterschiedlicher Männlichkeitsmodelle, dem des traditionellen Fans und dem des gewinnorientierten Tycoons/neoliberalen Managers, werde somit auch über die Figur des weiblichen Fans ausgetragen.

An eben dem weiblichen Fußballpublikum setzte Almut Sülzle (Marburg) mit ihrem Beitrag Titten unterwegs. Weibliche Fankulturen im Männerfußball an. Auf der Basis ihrer ethnographischen Feldforschung im Stehplatz-Fanblock der Kickers Offenbach beleuchtete sie die Fragen: Inwiefern ist Fußball männlich? Warum gehen Frauen zum Fußball (und was machen sie da eigentlich)? Fußball folge einer männlichen Grammatik (Wettbewerb als Prinzip, Abwertung von Weiblichem, Aggression) und Fans zelebrierten Kameradschaft und Aufopferung. Dabei gehöre Sexismus zur Fankultur. Frauen bedienten sich unter diesen Bedingungen verschiedener „Strategien des Zuhause-seins.“ Einerseits biete das Stadion die Möglichkeit, sich eine Scheibe der männlichen Sozialisation abzuschneiden, und „männliches Verhalten“ für Frauen zu öffnen. Andererseits formierten sich weibliche Fanclubs, um Frauen als Fans zu zeigen, die sich dabei nicht auf Zuschreibungen festlegen lassen (wie Interesse an Spielern, nicht am Spiel) und z.B. ironische Fanclubnamen wie „Titten auswärts“ wählten. Besonders die Leichtigkeit und der Witz, mit denen weibliche Fans sich im Spielfeld männerbündischer Männlichkeitsvorstellungen bewegten seien inspirierend. Zum krönenden Abschluss las die Autorin Annett Gröschner unter der Überschrift Raus aus dem Abseits aus „Sieben Tränen muß ein Clubfan weinen,“ ihrem Buch rund um den 1. FC Magdeburg, und anderen Fußballkolumnen und –geschichten. Aus Fußball lassen sich zum Glück nicht nur mitunter alles überschattende Weltmeisterschaften machen, sondern auch literarische Kleinodien oder Geschlechterstudien. Der Ball ist rund, damit das Denken die Richtung wechseln kann.

Parto Teherani-Krönner

Die Welt zu Gast an der Humboldt Universität

Digitales Networking mit Wissenschaftlerinnen aus Afrika und Asien

Seit 1998 pflegt die Humboldt Universität zu Berlin (HU) eine Partnerschaft mit einer Frauenuniversität im Sudan, der Ahfad University for Women in Omdurman (AUfW). Mitglieder der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät (LGF) und Mitarbeiter/innen der renommierten Ahfad University haben das Ahfad-Humboldt-Link Programm

„Women in Development“⁴ aufgebaut. Es beinhaltet den studentischen Austausch sowie die Zusammenarbeit von Wissenschaftler/inne/n beider Universitäten in Lehre und Forschung. Daneben finden alljährlich abwechselnd in Deutschland und im Sudan Summer oder Winter Schools statt, die – ebenso wie das netzgestützte Lernen via E-Plattform (MOODLE u.a.) – für weitere zwei Jahre über DAAD-Mittel gefördert werden. Summer Schools im Themenfeld der „Frauen- und Geschlechterforschung in ländlichen Räumen“ haben bereits eine bewährte Tradition, da sie seit 1994 alle zwei Jahre an der LGF organisiert werden.

In diesem Jahr kamen vom 26. Juni bis 1. Juli 2006 Gäste von Universitäten oder Forschungseinrichtungen sowie NGOs aus Nigeria, Ägypten, aus dem Sudan, dem Iran, aus Malaysia und sogar aus Vietnam zu einer Sommeruniversität „Workshop on Gender Research & Networking“ (GERES-NET) auf dem Gelände der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät der HU zusammen. Es ging um die Lage der Frauen- und Geschlechterforschung in den jeweiligen Ländern und deren Förderung. Die wissenschaftlichen Inputs der Teilnehmerinnen wurden im Informationsaustausch mit verschiedenen Referentinnen der Universitäten von Berlin HU, FU, TU und der Universitäten Potsdam sowie Bielefeld, Bremen, Göttingen, Wageningen u.a. zu einem gegenseitig bereichernden Erlebnis. Im Zentrum stand die Frage, wie sich Forscherinnen und Aktivistinnen weltweit unterstützen und mit Hilfe der neuen Medien vernetzen können.

Die Zusammenarbeit soll in die Entwicklung gemeinsamer Curricula und die Organisation und Durchführung von Forschungsvorhaben münden. Mit dem Aufbau eines Kommunikationsnetzwerks, das die jeweiligen Einrichtungen bei der Einführung von E-Learning unterstützt, werden neue Kompetenzen auch unter der jungen Generation gefördert und der Austausch in Lehre und Forschung erleichtert. So können in Zukunft Studierende z.B. aus dem Sudan und dem Iran mit Kommilitonen der HU eine Semesterarbeit anfertigen und eine Diskussionsplattform bilden. Eine Initiative, die von besonderer kultureller und gesellschaftspolitischer Bedeutung ist, gerade auch in Krisenregionen und Krisenzeiten.

Wesentliche Ergebnisse und formulierte Empfehlungen:

Trotz der schwierigen Situation der strukturellen Verankerung der Frauen- und Geschlechterforschung in vielen Ländern empfahl Prof. Dr. Norani Othman (UKM Nationale Universität in Kuala Lumpur, Malaysia), auch bei autoritären Staatssystemen den direkten Kontakt mit den Regierungen nicht aufzugeben. Vielmehr gilt es personale Verbindungen herzustellen und zu pflegen, um Räume zu schaffen, in denen Frauen auf lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Ebene effektiv wirken können.

Als zukunftsträchtig zur Förderung der Forschungskapazitäten in Entwicklungsländern wurde von Prof. Dr. Gudrun Lachenmann (Universität Bielefeld) die gemeinsame Entwicklung von Curricula zur Methodologie qualitativer Frauen- und Geschlechterforschung empfohlen, die insbesondere auf regionalspezifische Gegebenheiten einzugehen vermag.

Diskutiert wurde des Weiteren über einen Rahmen für zukünftige virtuelle Vernetzungsarbeit. Ein ausdrücklicher Wunsch von Teilnehmerinnen galt der Integration der Geschlechterforschungen in konkrete Arbeitsfelder, z.B. der Land- und Forstwirtschaft.

⁴ Das Ahfad-Humboldt-Link Programme: „Women in Development“ wird seit 1998 vom DAAD gefördert und wurde 2004 als besonders gelungenes Partnerschaftsprogramm deutscher Hochschulen durch die Hochschulrektorenkonferenz gewürdigt.

http://www.hrk.de/de/download/dateien/Presentation_WS_3_Afhad_HUB.pdf

schaft, der Umweltfragen, der Medizin u.a. im digitalen Raum, um den nachhaltigen Informationsaustausch zu gewährleisten.

Ein großes Defizit allerdings an den Universitäten in den meisten Entwicklungsländern besteht in der technischen und materiellen Ausstattung von Arbeitsplätzen und beim Zugang zur digitalen Welt. Die neuen Informationstechnologien eröffnen zwar neue Kommunikationswege, erzeugen jedoch in nicht unerheblichem Maße ein "knowledge gap", das gerade in Bezug auf die Geschlechterdifferenzen und Machtstrukturen zu beachten ist, wie Dr. Tanja Paulitz (TU Berlin) aus Ihren Untersuchungen zu berichten wusste.

Vor diesem Hintergrund ergibt sich die Dringlichkeit, auch nach Fördermöglichkeiten und Sponsoren Ausschau zu halten, um auf regionaler, nationaler und internationaler Ebene qualifizierte Frauen- und Geschlechterforschung durchführen zu können, und zwar in Entwicklungsländern wie auch in Industrieländern. Auch angesichts des zu erzielenden Prestiges, das mit der Einführung von E-Learning im Bereich der Geschlechterforschung in Entwicklungsländern zu erzielen ist / sein wird, sollten Programme, wie das GERES-NET eine besondere Förderung erfahren, wie Prof. Widad Ali (Ahfad University) und PD. Dr. Ulrike Schultz (FU Berlin) argumentierten.

Daneben unterstrich Frau Prof. Dr. Nasrin Mosaffa (Universität Teheran, Iran) die Wichtigkeit des Knüpfens von Kontakten und den Ausbau des Netzwerks auch zu verschiedenen Universitäten innerhalb der Länder selbst. Hiefür kann die Unterstützung durch internationale Organisationen bzw. durch die „scientific community“ hilfreich sein, um Partizipation der Bevölkerung und Interessen von Frauen durchzusetzen sowie Kooperationen unter den Universitäten zu gestalten. Erste konkrete Vorschläge kamen durch erfahrene Akademikerinnen und Aktivistinnen, die bereits informelle „partnerships“ insbesondere für junge Wissenschaftlerinnen aus Entwicklungsländern offerierten.

Abschließend wurde auch die gelungene Organisation der Summer School mit ihren vielfältigen Angeboten gewürdigt. Neben den klassischen wissenschaftlichen Vorträgen gab es Podiumsdiskussionen, Arbeitsgruppen, einen Besuch des Multimedia Lehr- und Lernzentrums der HU in Adlershof, das Kennenlernen von NGOs zu Migrantinnen in Berlin wie auch das FrauenComputerZentrum Berlin und eine Open Space Veranstaltung (unter der Leitung von Farah Lenser). Mit dem kreativen Rahmenprogramm entstand dann auch viel Raum sowohl für den intensiven wissenschaftlichen wie auch informellen Austausch. Es ist zu hoffen, dass diese Kontakte und das nunmehr geknüpfte Netz zur Entwicklung von Kompetenzen und Qualifikationen vieler Kolleginnen im gegenseitigen Interesse beitragen werden. Um zu einer Bereicherung und Kontaktpflege innerhalb und unter den Universitäten zu gelangen, sollte diese Form der Entwicklungszusammenarbeit die nötige Unterstützung erfahren. Jedenfalls bildete die Summer School 2006 den Auftakt zur Intensivierung und Erweiterung der Zusammenarbeit der HU mit Universitäten und Forschungseinrichtungen in Asien und Afrika zum „Gender Research & Networking“ GERES-NET ([workshop-geresnet@ agrar.hu-berlin.de](mailto:workshop-geresnet@agrار.hu-berlin.de)). Die nächste Summer School wird 2007 in Omdurman Sudan zum Thema „Women's Spaces in International Organizations“ stattfinden.

Die Summer Schools im Rahmen des Ahfad-Humboldt-Link Programms werden von Dr. Parto Teherani-Krönner organisiert.

Kontakt:

Dr. Parto Teherani-Krönner, LGF, Geschlechterforschung in ländlichen Räumen,
FG: Gender & Globalisierung, E-Mail: parto.teherani-kroenner@agrار.hu-berlin.de

Gabriele Jähnert, Ilona Pache, Wibke Straube, Nadine Teuber und Sven Glawion

Bericht zur 4. Arbeitstagung der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum

Gender Studies im Reformprozess hochschulpolitischer Standortbestimmungen

Gabriele Jähnert

Bereits zum 4. Mal fand in diesem Jahr die Arbeitstagung der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum statt. Nach der HU 2003, Bremen 2004 und Hamburg 2005 organisierte das Gemeinsame Frauenforschungszentrum der hessischen Fachhochschulen (gFFZ) vom 30.6. bis 1.7. in Frankfurt am Main diese für die Gender Studies Studiengänge und Genderzentren zentrale Zusammenkunft, in der die Erfahrungen der eigenen Arbeit reflektiert und neue Strategien entwickelt werden können.

In diesem Jahr bildete die Analyse des Studienreformprozesses und die Institutionalisierung und Vernetzung in Deutschland, Österreich und der Schweiz den Schwerpunkt der Diskussion.

Den Stand der Studienreform in Deutschland und deren Auswirkungen auf die Gender Studies stellte Ruth Becker (Universität Dortmund) auf der Grundlage einer von ihr erstellten Studie vor. Danach waren die Erfahrungen bundesweit sehr heterogen. Etwa ein Drittel der Hochschulen schätzt ein, dass die Studienreform auf die Verankerung der Frauen- und Geschlechterforschung in der Lehre keine Auswirkungen gehabt habe, für ein Drittel machte die Studienreform eine partielle Verankerung erst möglich, und bei einem weiteren Drittel der Hochschulen wurden die Gender Studies aus dem Kanon der Fächer ausgemustert. Die Integration der Gender Studies geschieht in unterschiedlicher Form: als fächerübergreifendes Gender-Modul, als integrativer Ansatz, d.h. Gender als Querschnittsaufgabe in den Modulen, als partikular-expliziter Ansatz, d.h. Gender als Modulbestandteil oder als expliziter Ansatz in Form von Gender Studiengängen. In wiefern diese in den Studienordnungen fixierten Gender-Inhalte tatsächlich und in welcher Qualität umgesetzt werden und gesichert sind, konnte dabei allerdings nicht erfasst werden. Die Akkreditierungsagenturen bringen den Prozess der Integration der Gender Studies in die neuen Studiengänge gegenwärtig jedoch nicht voran. Auch Geschlechtergerechtigkeit spielt keine Rolle. Auf Nachfrage bekundeten die Agenturen: Wenn die Hochschulen kein Konzept zur Geschlechtergerechtigkeit hätten, wurde dieser Aspekt nicht geprüft.

In der Schweiz, so berichtete Brigitte Schnegg (Universität Bern), ist der Bologna-Prozess ebenfalls in vollem Gange – mit ähnlichen Erfahrungen und Problemen wie in Deutschland: weniger Flexibilität, zu wenig Ressourcen, Unklarheit, welche Konsequenzen Akkreditierungen haben. In den Universitäten gestaltet sich die Integration der Gender Studies viel schwieriger als zuvor, da der Reformprozess mit einer Retraditionalisierung der Fächer verbunden ist. Eine Chance der Integration von eigenständigen Gender-Modulen bietet sich allerdings immer dann, wenn kleine Fächer kapazitäre Schwierigkeiten mit ihren eigenen Studiengängen haben.

In Österreich mit seinen 19 Universitäten erfolgt die Akkreditierung universitätsintern und wird im Rahmen der Leistungsvereinbarungen zwischen den Universitäten und Ministerien vereinbart. Der Umstellungsprozess steht hier noch mehr am Anfang als in Deutschland und der Schweiz. In der Tendenz deutet sich – so Gabriella Hauch (Universität Linz) – an, dass Gender Studies sehr selten als Pflichtmodul, wenig als

Wahlpflichtmodul, aber sehr häufig als freies Wahlfachmodul angeboten werden wird. Entscheidend sei hier vor allem die personelle Konstellation, z.B. in den Gremien, vor Ort. Linz selbst hat es auf diesem Wege geschafft, Gender Studies als gesamtuniversitären Schwerpunkt zu verankern, d.h. als Folge pro Fakultät eine Gender Professur einzurichten.

Auch bezogen auf die Frage, welchen Institutionalisierungs- und Vernetzungsgrad die Gender Studies in Deutschland, Österreich und der Schweiz haben, war der durch die Beiträge von Heike Kahlert (Universität Rostock), Helga Hauenschild und Edith Kirsch-Auwärter (Universität Göttingen), Karoline Bankosegger (Universität Salzburg) und Brigitte Schnegg (Universität Bern) mögliche Vergleich äußerst interessant.

In der Schweiz und in Österreich sind der Kooperations- und Vernetzungsgrad der Gender Studies hervorragend. Besonders in der Schweiz – auch begünstigt durch deren Größe – findet dies seinen Ausdruck in abgestimmten Lehrprogrammen, einer gemeinsamen elektronischen Informations- und Kommunikationsplattform (Gender Campus Schweiz), einem Graduiertenkollegsnetzwerk und z.B. einer gemeinsamen frankophonen feministischen Zeitschrift (Nouvelles Questions Féministes). Die Institutionalisierung und finanzielle Absicherung dagegen ist in der Schweiz unterentwickelt.

Wie in der Schweiz kam die Initialzündung zur Verankerung der Gender Studies auch in Österreich aus der Politik. Hier gibt es seit 2002 eine gesetzliche Regelung, dass jede Universität eine Koordinationsstelle für Gleichstellung und Genderforschung einrichten soll. Die einzelnen Universitäten entwickelten hier unterschiedliche Modelle und Formen (Gleichstellung und Genderforschung getrennt oder gemeinsam), woraus sich verschiedene strukturelle Probleme ergeben.

Auch in Deutschland hat die politische Steuerung durch den Staat und die Forschungsinstitutionen eine wichtige Bedeutung für die Institutionalisierung der Gender Studies gehabt. Diese ging – betrachtet man die Zentren, Professuren und Studiengänge, seit den 80er Jahren sehr langsam, aber ständig voran. Als Problem stellt sich hier der anstehende Generationswechsel auf professoraler Ebene und die „Befristung auf Dauer“ dar. H. Kahlert forderte daher, dass Gender Studies nicht nur von Sonderprogrammen getragen werden, sondern in die Leistungsvereinbarungen zwischen Land und Universität, d.h. in die normale Mittelvergabe hinein müssen, es also ein „Bewährungsmodell“ für die Gender Studies geben muss.

Auch in der Diskussion spielte dieser Aspekt sowie die Frage von Konkurrenz und Anerkennung eine wichtige Rolle. Die „Kultur der vorenthaltenen Anerkennung“ in der Begutachtung von geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungsanträgen durch die Geistes- und Sozialwissenschaftler selbst ist ein Problem (wie z.B. im Exzellenzwettbewerb zu sehen), dessen sich auch die Gender Studies bewusst sein und damit strategisch umgehen müssen.

Auch vor diesem Hintergrund waren sich alle Anwesenden einig, dass diese Konferenz regelmäßig stattfinden und der dringend notwendigen Vernetzung und gegenseitigen Unterstützung dienen sollte.

Es wurde beschlossen, keine aufwendige Organisation (z.B. Verein) zu gründen, sondern ein „Staffettenmodell“ zu wählen. Jedes Jahr soll diese Konferenz nach Möglichkeit von einer anderen Einrichtung vorbereitet werden. In der Zwischenzeit gibt es, um vor allem hochschulpolitisch handlungsfähig zu sein, eine kleinere „task force“, ein Komitee, als dessen Sprecherinnen zunächst Heike Flessner (Universität Oldenburg), Gabriele Jähnert (HU Berlin) sowie eine Repräsentantin der Einrichtung, die die nächste Arbeitstagung vorbereitet, fungieren.

Beschlossen wurde die Einrichtung einer eigenen Homepage, die sich gegenwärtig in der Erarbeitung befindet und ab Beginn des Wintersemesters unter der Adresse www.genderkonferenz.eu abrufbar sein soll. Als interne Kommunikationsplattform steht dem Zusammenschluss dank dem Angebot der Schweizerinnen deren Intranet auf der Gender-Campus-Seite zur Verfügung.

Neben diesen o.g. weitgehend im Plenum diskutierten Fragen gab es auch auf diesem Treffen wiederum einige Arbeitsgruppen, die sich mit spezifischen Fragen beschäftigten:

Arbeitsgruppe Kerninhalte

Ilona Pache

Für die Arbeitsgruppe Kerninhalte brachte Christa Binswanger (Universität Bern) mit ihrem Input-Statement die Frage ein, inwiefern die Konturen der sich abzeichnenden Disziplinarität der deutschsprachigen Geschlechterforschung sozialwissenschaftlich dominiert seien und welcher Platz auf dem „Turnierplatz der Wissenschaft“ heute literaturwissenschaftlichen respektive „klassisch geisteswissenschaftlichen“ Herangehensweisen zukomme. Binswanger vertrat die These, dass die sich im Zuge der Bologna-Reform vollziehende Ökonomisierung von Wissen zu einem Terrainverlust „klassischer Geisteswissenschaften“/der Literaturwissenschaft bei der Formierung eines Kanons der deutschsprachigen Geschlechterstudien führe. Sie erinnerte an die langjährige Auseinandersetzung mit Kanonisierungsprozessen in der Literaturwissenschaft und besonders an den von Sigrid Weigel (1988) geprägten Begriff des „schiehenden Blicks“. Sie plädierte dafür, den „schiehenden Blick“, der die weibliche Doppelexistenz, die immer eine gleichzeitige Position des „innerhalb und außerhalb“ (der Teilhabe an und Ausgrenzung aus einer Kultur) ausmache, in die Auseinandersetzung mit den Kanonisierungsprozessen einzubringen. Im Anschluss an Sabine Harks „Dissidente Partizipation“ (2005) sah sie damit die Möglichkeit, das kritische Potenzial der Dissidenz mit einem Anspruch auf Partizipation an der Wissensproduktion zu verbinden.

Anschließend wurden generelle Fragen zur Verortung der Geschlechterstudien im Feld der Wissenschaft aufgegriffen. Das betraf Versuche, den disziplinären Status der Geschlechterstudien mit Begriffen wie trans-, inter- oder postdisziplinär zu fassen, Bezüge zum gegenwärtigen Stand der Ressourcen (Lehrstühle) und die Benennung von Wissensbeständen wie Gesellschaftstheorie, Methoden, Themenfelder, Interdependenzen und Wissenskritik. In einer ausführlichen Diskussion um Kompetenzen, die in den disziplinär anspruchsvollen Gender Studies ausgebildet werden, erschienen Fragen über den didaktischen Weg noch weitgehend unbearbeitet.

Arbeitsgruppe Interdisziplinarität und Transdisziplinarität in den Gender Studies

Wibke Straube, Nadine Teuber und Sven Glawion

Neben den Promovierenden des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ (HUB) waren bei dieser Arbeitstagung auch Promotionsstudentinnen des Graduiertenkollegs „Öffentlichkeit und Geschlechterverhältnisse“ (Frankfurt am Main/Kassel) sowie aus Greifswald anwesend, um sich über die institutionellen Rahmenbedingungen der Gender Studies zu informieren und sich dabei – als „Nachwuchs“ – mit eigenen Ideen und Kritiken einzubringen. Wir haben einen Workshop angeboten, der einerseits der Vernetzung andererseits dem Austausch zwischen den Graduiertenkol-

legs dienen sollte. Dabei fokussierten wir die Inter- und Transdisziplinarität, die vielen Studierenden und Promovierenden der Gender Studies (so auch uns) nicht nur Horizonte eröffnet, sondern immer wieder auch vor theoretische, methodische, kommunikative und strategische Probleme stellt.

Identität: GeschlechterforscherIn?

Deutlich wurde uns in der Diskussion zunächst, wie unterschiedlich Inter- und Transdisziplinarität in verschiedenen Nachwuchsförderungen konzipiert wird. Während manche Betreuenden versuchen, ihre Promotionsstudierenden an eine Disziplin zu binden, regen andere sehr aktiv und direkt das Arbeiten an den Schnittstellen an. Letztgenanntes Vorgehen eröffnet vielfältige Möglichkeiten, wirft aber immer wieder ein großes Problem auf: die Abwesenheit einer fachlichen Identität von GeschlechterforscherInnen. In nicht-inter/transdisziplinären Studiengängen ergibt sich eine solche oft durch ein klar umrissenes Forschungsfeld und eine eindeutige Markierung der Fachrichtung, was in den Gender Studies aufgrund der umfassenden Perspektivierung nicht möglich ist. In der traditionsverhafteten Wissenschaftswelt führt das – spätestens nach dem Studium – zu Problemen: Das wissenschaftliche Ich kann sich nur schlecht verorten und wird in Ausschreibungen selten angesprochen. Zusätzlich wird AbsolventInnen der Gender Studies von WissenschaftlerInnen aus konventionellen Fachdisziplinen mit Skepsis bis hin zur Aberkennung der wissenschaftlichen Kompetenz begegnet.

Um diesen Fallen entgegen zu treten, fokussieren viele Studierende und Promovierende ihre weiteren Fächer in etablierten Disziplinen. Für die Gender Studies ist das oft schade und auch problematisch, denn die NachwuchswissenschaftlerInnen werden gebraucht, um die Geschlechterforschung im deutschen Sprachraum zu protegiere und auch zukunftsfähig machen zu können.

Wie lässt sich mit diesen Problemen umgehen? Wie kann es ein Fortbestehen der Gender Studies in der deutschsprachigen Universitätslandschaft geben und wie können gleichzeitig die Problematiken, die sich über Jahre herauskristallisiert haben, behoben bzw. thematisiert werden?

Diese und weitere Fragen werden einen wichtigen Bestandteil der nächsten Tagung der Geschlechterforschung im Sommer 2007 darstellen. Als Promovierende wünschen wir uns ein Weiterarbeiten entlang der Fragen: Wie kann dem Problem der unsicheren Positionierung begegnet werden? Wie lässt sich die wissenschaftliche und finanzielle Prekarisierung in der Wissenschaftslandschaft nach Abschluss eines Studiums oder einer Promotion in der Geschlechterforschung vermeiden?

Besonders das letztgenannte Problem ist brisant: Einerseits wird an die Studierenden und besonders an die DoktorandInnen des Studiengangs appelliert, sie sollten als MultiplikatorInnen wirken und die Geschlechterforschung beispielsweise durch eine Promotion in den Gender Studies unterstützen, gleichzeitig fehlt jedoch eine wissenschaftliche Perspektive – es fehlen Stellenprofile, die sich an DoktorandInnen in der Geschlechterforschung wenden, und es fehlt eine angemessene Bezahlung für Lehre in den Gender Studies.

Wir brauchen und wollen diesen Studiengang der Geschlechterforschung. Aber gleichzeitig möchten wir als Promovierende alle WissenschaftlerInnen im Netzwerk der Gender Studies dazu auffordern, zwischen aller Arbeit an Inhalten und Profilen, Strategien und Forderungskatalogen die Zukunft des Nachwuch – und ganz konkret auch die finanzielle Zukunft – nicht zu vergessen.